

unterzukriegen. Aber für eine lange Zeit ging mir meine Unbekümmertheit verloren, eine Freude, die wie ein wildes Pferd frei und ungebunden über die Weiten der Prärie galoppieren konnte.

In der Obhut meiner Mutter bekam ich dafür keine Unterstützung. Ohne meinen Vater war meine Mutter von meiner Lebendigkeit häufiger genervt. „You are like your father. Stop it, it's enough. Calm down.“ Wenn ich dann enttäuscht und frustriert war, kam ein „Stop pouting!“ Pouting – das heißt schmollen. Ich war ihr also zu viel geworden. Meine Lebendigkeit war der meines Vaters zu ähnlich und sie wollte nicht an ihn erinnert werden. Einzig in den Ferien zu Besuch bei meinen Berliner Großeltern konnte das Feuer meiner Lebendigkeit frei brennen und lodern. Ihr Zuhause war eine wilde Oase für mich, mit Rollerskates und Faxen. Diese Zeiten waren leider immer viel zu kurz.

Heute weiß ich, wie enorm die innere Belastung für mich damals gewesen ist: die zunehmend hohe schulische Anstrengung und die Tatsache, dass ich meinen Vater vermisste, er nicht mehr Teil meines Alltags war, und meine Mutter zu wenig Zeit für mich hatte. Darüber hinaus hat weder mein Vater, der sich um meine schulischen Belange nicht kümmerte, noch meine Mutter, die meine täglichen Schwierigkeiten eigentlich hätte erkennen können, jemals meine Probleme mit Lesen und Schreiben gesehen oder ernst genommen. Beide haben den Stress, unter dem ich stand, nie wahrgenommen. Meine Mutter war zu überlastet und zu sehr mit ihrem eigenen Leid beschäftigt, und mein Vater hat sich mit mir zusammen liebend gerne auf die schöne Seite des Lebens geschlagen. Er hat sich wohl von meiner freudvollen und kreativen Seite blenden lassen.

Eigentlich war ich häufig überfordert mit meinen Gefühlen, meinen Ängsten, meinen Schwächen, mit meinen Hausaufgaben, mit meinem Alleinsein.

ENGLISCHE FEE, BERLINER SCHNAUZE

Das Frausein ist in meinem Leben von Beginn an eine zentrale Angelegenheit, nicht nur biologisch. Die großen weiblichen Figuren, die mich prägten, waren meine Mutter und meine Oma väterlicherseits. In ihnen nahm ich die ersten wesentlichen femininen Qualitäten wahr, die mich tief inspirierten: die romantisch-sensible, fast mystische Ausstrahlung meiner Mutter, die als Engländerin unser Heim in ein kleines britisches Zuhause verwandelt hatte. Und das typisch berlinerisch-lebensfrohe Naturell meiner Oma, die mich in zuverlässigen mütterlichen Armen hielt.

Meine Mutter war eine eher unnahbare Frau. Doch ging von ihr auch etwas Sinnlich-Geheimnisvolles aus, mit ihren rotgelockten Haaren und den Sommersprossen, die ihr Gesicht zierten. Für mich als Kind, zumal als Mädchen, war das anziehend. Immer konnte ich in ihr eine für mich ausgesprochen spannende, sensible innere Welt fühlen, die mir jedoch meist verschlossen blieb und mich daher unbefriedigt zurückließ. Nur

selten öffnete sich ihr Inneres und gab ihre zarte Feinheit frei. Für mich waren diese Momente von seltener Kostbarkeit, endlich konnte sich meine ebenfalls vorhandene zarte und sensible Wesensseite in ihr spiegeln. Dies waren außerordentliche Augenblicke von tiefer Entspannung und innigem Kontakt.

Meine Mutter war eine schöne Frau und ich bewunderte sie für diese Schönheit. In meinem Empfinden schien sie immer wie von Engeln umgeben. Wenn wir Ausflüge unternahmen und in der Natur waren, erlebte ich sie stets als behutsame Beobachterin: „Look, there is a little place for the fairies ...“ Sie machte mich in ihrer leisen Art aufmerksam auf kleine und kleinste Details, und so wurde ich sensibilisiert für die Großartigkeit der Schöpfung: grazil schaukelnde Moosblüten, schillernde Käferchen, betörendes Vogelzwitschern, das plätschernde Plaudern eines Bachs, alles war ihr wie ein göttliches Geschenk, auch wenn sie es so nicht nannte, und das fand Anklang in mir. Ihre herrliche englische Stimme lenkte meine Sinne auf das Lebendige und mein Herz zu einer verzauberten Empfindung. Wenn ich mich heute daran erinnere und ihre sensible Feinheit fühle, die damals meine blühende Fantasie inspirierte, tauchen in mir Bilder aus Geschichten wie „Die Nebel von Avalon“ auf. Meine Mutter hätte gut als weise Frau und naturverbundene geweihte Priesterin in diesen fantastischen Roman gepasst. Auch wenn ich diesen Wesenszug als Mädchen noch nicht so genau benennen konnte, hat er mich seelisch berührt, ungeachtet meiner größtenteils unerfüllt gebliebenen Sehnsucht nach mütterlicher Geborgenheit. Außer in den oben erwähnten kostbaren Momenten war unsere Beziehung von einer gewissen emotionalen Distanz geprägt. Auch körperlicher Kontakt war ihr immer unangenehm. So gerne hätte ich mehr mit ihren wunderbaren Haaren gespielt, mich an sie gekuschelt.

Diese unmittelbare Wärme habe ich bei ihr immer vermisst. Gleichwohl war unser Zuhause nicht kühl, denn sie hatte ein besonderes Händchen, ein warmes und kuscheliges Heim zu kreieren, und in der Regel hat sie gut und zuverlässig für mich gesorgt. Meinem Aufwachsen eine beständige Form zu geben war ihr ein zentraler Wert, für den sie bereit war, mehr zu investieren, als eigentlich gesund für sie war. Nach der Trennung von meinem Vater bewältigte sie streckenweise sogar mehrere Jobs parallel. Die waren nicht immer gut bezahlt, aber meine Mutter kämpfte darum, unseren Lebensstandard zu erhalten, und die Unterhaltszahlungen waren dafür bei Weitem nicht ausreichend. Unsere großzügige Altbauwohnung in Hamburg-Winterhude wollte sie partout nicht aufgeben. Ihr war es wichtig, unser heimeliges Nest zu erhalten, das wir schon seit Jahren bewohnten. Ich glaube, dass es ihrer Seele gutgetan hat. Vielleicht wollte sie sich aber auch nur etwas beweisen. Der Gedanke, sozial abzustiegen, in einen sozialen Brennpunkt umziehen zu müssen, war ihr ganz sicher ein Horror. Unbedingt wollte sie mir meinen Ballettunterricht weiter ermöglichen, kleinere Urlaube machen, dann und wann auf Ibiza, nach England in ihre Heimat reisen, zu ihrer Familie.

So hat sie zwar wie eine Löwenmutter um die Äußerlichkeiten gerungen, doch für mich blieb wenig Zeit. Die wenigen gemeinsamen Stunden sog ich entsprechend in mich auf. In diesen Momenten genoss ich – ich kann es nicht besser sagen – die fantastische Aura meiner Mutter. Heute glaube ich, dass sie eine ausgeprägte spirituelle Ader hatte, die ihr selbst wahrscheinlich ganz und gar unbewusst war. Darin bestand

wohl auch ein Teil der Anziehung zwischen ihr und meinem Vater, der sich im Gegensatz zu ihrer versteckteren Art ganz offen mit Spiritualität auseinandersetzte. Ich selbst bin ihrer weiblichen, intuitiven und vor allem zutiefst sinnlichen Spur in meinem Leben sehr dankbar, sie legte einen Grundstein für meine eigene spirituelle Entwicklung. Außerdem war sie, wenn die Zeit es erlaubte, ein Anlaufpunkt für meine kreativen und fantastischen Ideen und Einfälle. An ihre Grenzen kam sie mit meiner mir eigenen ungestümen Lebendigkeit.

Dafür hatte ich meine Berliner Oma. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass meine Oma so ziemlich der Gegenentwurf zu meiner Mutter war. Bodenständig in einem sehr geerdeten Sinne, dazu laut, direkt und ehrlich. Sie war ein sicherer Hafen für meine eigene, manchmal geradezu übersprudelnde Lebendigkeit und für meine ausgeprägte Emotionalität. Immer war sie interessiert, egal, wie intensiv meine Gefühle in Wallung waren. „Na meene Kleene, wat los?“, hat sie dann gesagt, sich zu mir gesetzt und zugehört. Wenn notwendig, hat sie mich in die Arme genommen. Hier konnte ich die Geborgenheit erleben, die ich bei meiner Mutter immer schmerzlich vermisste. Mit ihr zusammen habe ich das Fahrradfahren, Schlittschuhlaufen und auch Schwimmen gelernt. Hierfür hat sie lange Fahrten durch Berlin in Kauf genommen. Denn zu meiner fröhlichen Expressivität gesellte sich ein zierliches und empfindsames, manchmal auch überaus empfindliches Wesen. Die Wassertemperatur normaler Schwimmbäder war für mich wie Eisbaden, ich schlotterte in kürzester Zeit vor Kälte, die Lippen blau und zitternd.

„Meene Kleene, dat wird ja nischt. Du brauchst warmes Wasser!“ Gesagt, getan, und so saßen wir im Auto Richtung Therme, am Steuer mein Opa. Auch ihn liebte ich über alles. Er war als junger Mann im Krieg gewesen, Koch zwar, aber mit Sicherheit hatte er genug Gräueltaten miterlebt. Trotzdem hatte er sich, zusätzlich zu seinem Humor, eine liebevolle Behutsamkeit in seinem Herzen bewahren können. Er war der Einzige, von dem ich mir wirklich gerne die Haare waschen ließ. Meine Oma war dafür einfach zu ruppig. Unter ihren Händen lief immer wieder Shampoo in meine empfindlichen Augen. Ganz anders mein Opa, der, obwohl ein durchaus robuster Mann, meine Haare mit bemerkenswerter Zartheit und Engelsgeduld wusch, wie sonst keiner in der mir damals bekannten Welt. Es fühlte sich für mich immer ein wenig so an, als hielte er nicht nur meine Haare, sondern auch meine Seele sanft in seinen Händen.

Doch zurück zu meiner Oma, die, wie gesagt, der Gegenentwurf zu meiner Mutter war. So sehr sie mich unterstützte, konnte es gelegentlich passieren, dass sie, wie beim Haarewaschen, die ebenfalls in mir vorhandene zarte Seite übersah. Ich erinnere mich an einen Besuch im Zoo. Eines der absoluten Highlights war die Robbenfütterung. Die Traube der Kinder samt Eltern oder Großeltern, die diesem besonderen Ereignis beiwohnte, war immer groß. Der Tierpfleger verteilte Fische, die man selbst zu den Robben werfen konnte. Das war eine einmalige Attraktion. Zumindest für meine Oma, die sich ihren Weg, mit mir im Schlepptau, in die erste Reihe bahnte, um einen Fisch zu ergattern. Sie war dabei nicht egoistisch im engeren Sinne, eher ihre vehemente Art ist mit ihr durchgegangen. In jedem Fall hatte ich plötzlich einen kalten toten, etwas

glitschigen Fisch in der Hand. Was sollte ich nun damit anfangen? „Na – nun wirf, meene Kleene!“

Auf der anderen Seite hat sie mir immer viel zugetraut. Mit fünf Jahren konnte ich selbstständig den Gasherd anmachen, natürlich unter ihrer liebevollen Obhut, und meinen Kakao zubereiten. Dafür hatte ich meine Tasse. Sie hatte ein natürliches Verständnis für die kleinen Rituale, die für Kinder so gut und wichtig sind. Mit ihr zusammen habe ich meine ersten Schritte als Köchin gemacht. Liebe geht bekanntlich durch den Magen. Ihre Graupensuppe koche ich noch heute.

SCHWANENSEE

Als ich fünf Jahre alt war, brachte meine Mutter mich zum Ballettunterricht in die Stage School in Hamburg. Ich hatte den richtigen zarten Körper, die perfekten Füße und ein gutes Rhythmusgefühl. In den Anfangsjahren war der Ballettunterricht sehr spielerisch, später wurde es zunehmend strenger. Es ging viel um Körperhaltung, Posen und dergleichen. Meine Tanzlehrerin bescheinigte mir jede Menge Talent. Ich liebte alles am Ballett, die Tutus, das Rosa, die anmutigen und gleichzeitig bis in die Fingerspitzen exakten Körperhaltungen und Bewegungsabläufe, meine Ballettschule und vor allem die Musik. Über Jahre hinweg habe ich zu Hause regelmäßig den Nussknacker und den Schwanensee gehört. Dabei bin ich Pirouetten drehend durch mein Zimmer getanzt und stellte mir währenddessen die Tänzerinnen und die Prima Ballerina vor. Mit zwölf durfte ich endlich in echten Spitzenschuhen tanzen. So lange hatte ich darauf gewartet. An der Stange und vor allem auf den Spitzen war ich super, ich hatte Kraft in den Füßen und den Beinen. Doch zu meinem Leidwesen begannen dunkle Wolken am Horizont zu erscheinen. Allmählich wurden die Choreografien immer anspruchsvoller und komplexer, der Anfang eines schmerzlichen Dramas. In Windeseile sollte mir mein über alles geliebtes Ballett durch die Finger rieseln. Menschen mit Legasthenie haben oftmals Schwierigkeiten, serielle Abläufe zu wiederholen. Das legasthenische Gehirn kann in verschiedenen Teilleistungsbereichen Schwächen aufweisen, unter anderem dann, wenn es um die Verarbeitung räumlicher Wahrnehmung und die Orientierung im Raum geht, die sogenannte Raumorientierungsschwäche, die zu meinen erwähnten Schwierigkeiten mit Choreografien führte.

Ich stand in der Mitte der anderen Mädchen und bin in der Parallelität der Bewegungen schnell konfus geworden und herausgefallen. Es war so frustrierend für mich. Zu Hause hörte ich Tschaikowskis wunderbare Musik und improvisierte dazu, freie Bewegungsabläufe waren ein Leichtes für mich, doch die Choreografien wollten nicht klappen. Ich trainierte wie wild, weil ich es unbedingt schaffen wollte, aber trotzdem verlor ich mehr und mehr den Anschluss. Ich hielt mich für dumm und unfähig, die

Selbstbewertungen, die unweigerlich entstehen, wenn solche Situationen alleine bewältigt werden müssen.

Als Kinder sind wir angewiesen auf die wohlwollende Unterstützung Erwachsener. So kann unser Selbstbewusstsein reifen und wir können uns als selbstwirksam erleben. In meiner abgeschiedenen Kammer der unerkannten Legasthenie wurde mir immer bewusster, dass ich den Schwanensee nie würde tanzen können.

Mit 13 habe ich meine große Liebe im wahrsten Sinne des Wortes an den Nagel hängen müssen. Meine Spitzenschuhe fanden ihren Platz an meiner Zimmerwand, zwischen all den Ballettpostern, neben meinen völlig durchgetanzten ersten Ballettschuhen. Ich konnte nicht mehr mithalten. Mir ging eine meiner größten Ressourcen verloren.

MÄRCHEN VON A BIS Z

Auf der Waldorfschule lernten wir das Alphabet mittels Märchenerzählen. Natürlich wirkten die Figuren und Handlungen unheimlich stark auf mich. Ich fühlte mich in erster Linie zu Aschenputtel hingezogen, dessen Schicksal von hässlichen Gemeinheiten besiegelt schien. Meine Fantasie und mein Herz ritten mit Aschenputtel zum Prinzen, deshalb war der Anfangsbuchstabe A für mich völlig zweitrangig. Sobald es um ein Schloss ging – und im Märchen geht es immer um ein Schloss! –, war ich im Nu in Kostüme gehüllt und von pompösen Requisiten umgeben, trug eine goldene Krone und saß vor dem offenen Kamin, einen Babyhausdrachen zu meinen Füßen. Das A war mir zwar nicht egal, aber es drang gar nicht erst bis zu mir durch vor lauter Kopfkino. Es war nicht die Menge an Bildern, die ich assoziierte, es gab eine andere Hürde, die mir beim Lesen im Weg stand.

Die meisten wissenschaftlichen Quellen sprechen davon, dass die Fixierung der Wörter ungleich länger dauert. Bis zu viermal mehr Zeit braucht ein Legastheniker:innen-Auge, um Buchstaben oder Wortteile zu erfassen. Es gelingt nicht, die Wortbilder in den Langzeitspeicher zu bringen, und so müssen die Wörter immer wieder neu erarbeitet werden. Das erklärt übrigens auch, warum Legastheniker:innen Wörter unterschiedlich falsch schreiben, was Außenstehende wiederum nicht nachvollziehen können.

Unabhängig von einer Wortgedächtnisschwäche war es in meinem damaligen Erleben genau dieses Mehr an Zeit, das Lücken entstehen ließ, die sich unwillkürlich und viel zu schnell mit meinen Bildern füllten, sodass meine Aufmerksamkeit abgelenkt war und meine Konzentration auf den Text in sich zusammenfiel. Ich verlor den Anschluss.

Stell es dir vor wie im Museum: Eine Besuchergruppe folgt einer Führung durch die Ausstellungsräume und du hinkst immer ein bisschen hinterher. Weil jedes Bild schon in deiner Fantasie eine volle Geschichte erzählt, ohne alle Fakten – von wem, wann,